

Dějiny – teorie – kritika [Geschichte – Theorie – Kritik] 3 (2007) H. 1.

Auf dem IX. tschechischen Historikertag in Pardubice im September 2006 stellte der Doyen der Zunft, František Šmahel, fest, man fürchte sich immer noch vor dem Blick in die eigene Vergangenheit, doch würde die Geschichtsschreibung wohl nicht

besser, hätten wir unseren „Historikerstreit“ schon hinter uns. Und er warnte davor, sich in Selbstbetrachtungen zu verlieren: „Die Geschichtsschreibung ist nicht nur dazu da, sich mit sich selbst zu befassen. Unsere eigentliche Aufgabe besteht darin, wissenschaftlich zu forschen, zu publizieren, zu unterrichten [...]“ (*Český časopis historický* 105 (2007) H. 1, S. 115). Dem typischen Diktum Šmahels widerspricht, wenn auch nur implizit, die Zeitschrift DTK (Geschichte – Theorie – Kritik), die seit 2004 im Masaryk-Institut in Zusammenarbeit mit dem Institut für Zeitgeschichte zweimal jährlich erscheint. Hier ist es gelungen, eine Reihe von meist jungen, theoretisch interessierten und versierten Historikern zu versammeln, die versuchen, gegenüber dem eher theorieresistenten Mainstream der tschechischen Geschichtsschreibung methodologische Impulse zu setzen bzw. zu importieren und kritische Diskussionen zu initiieren. Eine gute Vorstellung vom Profil der Gruppe vermittelt ein Blick in das vorläufig letzte Heft.

Michal Kopeček (*1974) reagiert in seinem Beitrag auf die Debatten um die Errichtung eines „Instituts für nationales Gedächtnis“ (*Ústav paměti národa*) nach polnischem (und slowakischem) Vorbild. Was den Verfasser stört, ist die Schwarz-Weiß-Rhetorik – die allerdings nicht viel mit der überwiegend politischen Ausrichtung der tschechischen Zeitgeschichte und der Tätigkeit der „Achtundsechziger“ zu tun hat. Die neue Welle verschärfter Politisierung ist aber in der Tat wenig geeignet, die überlebten national-selbstbezogenen, „monistischen“ Erzählstrukturen aufzubrechen. Fruchtbarer als die Redefinition nationaler Identität à la polonaise wäre natürlich die Pluralisierung der Geschichtebenen, auch um den Preis von Relativierung und Ambivalenz. In diesem Sinne wäre die Aufgabe der neuen der Erforschung des Totalitarismus gewidmeten Behörde nicht, die definitive Wahrheit über die jüngste Vergangenheit herauszufinden und schon gar nicht verbindliche nationale Werte, die den jungen Konservativen zu anti-totalitären Kulturkampfzwecken dienen, zu etablieren. Kopečeks eigenes Leitbild ist eine pluralistische Geschichtsinterpretation als Ergebnis des nie endenden Streits um sozialen bzw. Geschichtssinn und keine bloße Umkehrung des kommunistischen Umgangs mit Geschichte für den täglichen Gebrauch.

Kopečeks Plädoyer wird ergänzt durch eine Übersicht über die gegenwärtigen polnischen Debatten zum Thema Geschichtspolitik von Rafał Stobiecki (*1962), der an der Universität Łódź tätig ist. Die dortigen überaus lebhaften Diskussionen schwanken zwischen einer – nicht unbedingt liberalen – Neigung zur „Amnesie im Namen der Zukunft“ und der Ansicht, die Geschichte sei sozusagen zu wichtig, um sie den Fachhistorikern zu überlassen (so etwa Marek Cichocki). Der Verfasser vertritt nicht einfach den Standpunkt, der Staat habe in der Geschichtswissenschaft nichts zu suchen, sondern zeigt auch die Möglichkeit eines nicht-ethnischen, pluralen Patriotismus auf. Geschichtspolitik bezeichnet er als legitim, sie beruhe auf Wertewahl bzw. Wertebezug und habe nicht zuletzt politische Relevanz, etwa für die immer noch als brisant empfundenen Beziehungen zu den Nachbarn.

Der Brünner Historiker Jiří Hanuš (*1963) setzt sich kritisch mit der Vergangenheitsbewältigung des Dramatikers Pavel Kohout auseinander, insbesondere mit dessen halb-dokumentarischen autobiografischen Romanen „Aus dem Tagebuch eines Konterrevolutionärs“ und „Wo der Hund begraben liegt“. Kohout gilt

ihm als unreflektiert und ichbezogen, zugleich sieht er ihn gewissermaßen als Prisma, in dem sich wesentliche Aspekte der jeweiligen Lage brechen. Mit Pavel Kosatík, dem Autor eines Pamphlets über das „Phänomen Kohout“, wirft Hanuš diesem vor, das Leben und die Gefühle der unterdrückten nicht-kommunistischen Bevölkerung auszuklammern; aber gerade diese Reduktion der Wirklichkeit stelle eine interessante Quelle für die Haltung jenes linken Milieus dar, das Kohout in allen seinen Wandlungen repräsentiert. Dessen vor kurzem erschienenen Memoiren (*To byl můj život?* [Das war mein Leben?] I, 2005; II, 2007) nehmen Stellung zu diesen Vorwürfen.

Eine vergleichende Außensicht auf die Entwicklung der tschechischen Geschichtsschreibung seit 1989 bringt der Aufsatz Maciej Górnys (*1976) vom Berliner polnischen Zentrum für historische Forschung. Im Vergleich zur Nachwendezeit in Polen und der Ex-DDR kann Górný kaum Kritik an und Selbstreflexion innerhalb der tschechischen Geschichtsschreibung feststellen; Josef Hanzals Versuch von 1999 scheint ihm dabei entgangen zu sein. Vor allem vermisst Górný aber intellektuelle und methodologische Innovation, entsprechend sieht er allzu viel Apologetik und Selbstzufriedenheit. Zum Vergleich wird der insgesamt konstruktive Umgang der polnischen Geschichtsschreibung mit dem Fall Jedwabne herangezogen, andererseits, gewissermaßen zum Trost, mythologisierende Exzesse südosteuropäischer Nationalhistoriker.

Den Aufsatzteil schließt eine Diskussion zu Miloš Havelkas zweitem Band des hier schon besprochenen „*Spor o smysl českých dějin*“ (Streit um den Sinn der böhmischen Geschichte. In: *Bohemia* 38 (1997) H. 2, S. 423-425). Während manche Rezensenten, wie Petr Čornej (*Dějiny a současnost* 29 (2007) H. 6, S. 44), die weitgehende Abwesenheit marxistischer Autoren – etwa Zdeněk Nejedlýs oder Robert Kalivodas – bemängeln, stellt Martin Putna (*1968) die geringe Beachtung rechtsgerichteter Stimmen, wie etwa die Jaroslav Durychs, heraus. Beiden Vorwürfen mag eine gewisse Berechtigung zukommen, doch kann die Auswahl von Texten nicht objektiv getroffen werden.

Jan Horskýs (*1963) hochkomplizierte Auseinandersetzung konzentriert sich dagegen auf noetisch-methodologische Probleme der Texte selbst. Dabei wird Havelkas Terminus „Symbolzentren“ für historische Phänomene und Ereignisse von der Art des Hussitismus oder der Schlacht am Weißen Berg aufgegriffen, deren Interpretation das Masaryksche progressistische Lager vom katholisch-konservativen scheidet. Die Debatte krankte schon zu Beginn an der ungenügenden Unterscheidung von empirischer Geschichte und nationaler Identitätssuche; die Jahre nach 1938 haben, zumindest in den hier herangezogenen Texten, das letztere in den Vordergrund rücken lassen, aber beides häufig miteinander vermischt. Horský wirft nun nicht allein die Frage auf, ob „Geschichtssinn“ eine für die empirische Forschung relevante Kategorie darstellt, sondern ob darüber hinaus die „Nation“ überhaupt ein selbstverständlich vorgegebenes Geschichtssubjekt bildet.

Für die tschechischen Debatten mit ihrem Defizit an kritischer Begriffsarbeit sind Horskýs Zweifel am unhinterfragten, holistischen „Wir“ ungewohnt; doch muss die emotionalisierte Atmosphäre der Jahre 1938-1989 in Betracht gezogen werden. Heute kann die Mehrzahl der Beiträge vor dem schweren Geschütz der Weber,

Derrida, Koselleck etc. natürlich nicht bestehen. Horskýs Forderung nach sauberer Trennung von empirischer Geschichtsschreibung und der normativen Dimension (der „humanitären Ideale“) ergibt aber nur Sinn, wenn die Diskurse als wissenschaftliche, historische Sachaussagen gelten wollen. Miloš Havelka unterstreicht in seinem Nachwort die eigene wissenschaftssoziologische Position: Es ging ihm in der Tat um die Herausarbeitung der Diskurse tschechischer Identität als bedenkenswerter Zeitdokumente und nicht um die Aktualisierung dieser oder jener Tradition; es handele sich letztlich um „nicht falsifizierbare“ Standpunkte.

Die begrüßenswerten Debatten der jungen tschechischen Kollegen sind ein Anzeichen von unverkrampftem, weltoffenem Herangehen an die Geschichte, dem man zwar nicht die Zukunft versprechen kann, aber dem man Mut zum Weitermachen wünschen sollte.